
Sonderheft (Jochner)

Vorwort.

Am 3. Mai dieses Jahres starb in Niederaudorf im bayerischen Inntale der Eigentümer und Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter“, der Generaldirektor der staatlichen Archive und Geheime Hofrat

Dr. Georg Maria Ritter von Jochner.

Mit Jochner schied nicht nur ein seltenes organisatorisches Talent im Archivwesen aus dieser Zeitlichkeit, mit ihm starb zugleich ein Erbe einer großen katholischen und großdeutschen Tradition und einer der letzten Repräsentanten jener dahingegangenen Generation, die einst in Joseph von Görres ihren persönlichen Mittel- und ihren geistigen Höhepunkt, ihre kirchen- und staatspolitische Orientierung und ihr Programm fand.

Georg Maria Jochner war im südlichen und sonnigen Teile des Allgäus, in Wohmbrechts bei Lindau am 7. September 1860 geboren. Im Hause seines Vaters, des mit der Enkelin Görres, Maria Steingaß, vermählten praktischen Arztes Dr. Guido Jochner, herrschte echte katholische Frömmigkeit verbunden mit feinfühligem Verständnisse für edle Kunst und geistige Kultur. In Bayerns Hauptstadt, wohin die Familie Jochner übersiedelte, fand der jugendliche Georg infolge der väterlichen Beziehungen noch ein paar Überlebende der Tafelrunde seines großen Ahnen, des engeren Görreskreises: Repräsentanten jener katholischen Glanzzeit Münchens, deren bloße Erwähnung schmerzliches Heimweh bei dem noch lebenden alten Geschlechte hervorrief. Heimweh insbesondere bei Jochner, als ihm die nächststehende Vertreterin jener Tage, seine gemütstiefe Mutter, einst der Liebling des ganzen Görreshauses, in seinen jugendlichen Jahren entrissen wurde. —

Nach seiner Gymnasialzeit wählte Georg Jochner als Fachstudium Geschichte und klassische Philologie. Seine Doktorarbeit betraf den Türkenkrieg von 1683. Im Herbste des Jahres 1883 trat er in den bayerischen Archivdienst und sammelte längere Zeit im vatikanischen Archiv Quellen zur Geschichte Ludwig des Bayern. Die erste Anstellung fand er 1887 im Kreisarchiv zu Amberg, wurde aber schon zwei Jahre später an das Geheime Hausarchiv nach München berufen. Im Jahre 1897 rückte der relativ junge Archivbeamte zum Vorstand des Geheimen Haus- und des Geheimen Staatsarchivs vor, 1905 wurde er mit dem Titel Geheimer Archivrat ausgezeichnet und ihm neun Jahre später der eines Geheimen Hofrates verliehen. Am 16. März 1916 trat er als Nachfolger Baumanns die Stellung als Reichsarchivdirektor an und wurde im Jahre 1920, mit der Zusammenfassung des Reichsarchivs mit sämtlichen staatlichen Archiven, zum Generaldirektor derselben erhoben. Seine Verdienste um das Archivwesen und dessen Neuordnung wurden zuletzt durch die Verleihung des bayerischen Kronenordens und damit mit dem persönlichen Adel ausgezeichnet, während sein unermüdliches Eintreten für die kirchlichen Interessen im April 1922 durch die Übersendung des Komturkreuzes des St. Gregorius-Ordens seitens Papst Pius XI. Ausdruck und Anerkennung fand.

Das Andenken des zu früh Heimgegangenen wird fort gesegnet bleiben. Seiner Seele wird das Opfer des Gebetes nachfolgen von allen jenen, die ihm im Leben nahe standen und seine Treue erprobten, von seinen Anhängern und Lesern, von allen, welche mit dem Hinsterben des Görresschen Organs auch den Tod seines letzten Leiters und Inspirators auf das schmerzlichste beklagen. Seinem Gedenken mögen insbesondere die folgenden Aufsätze seiner Freunde gewidmet sein. Sie seien ein ernster, nie verwelkender Kranz, niedergelegt auf das stille Grab an den hohen Bergen und dem rauschendem Strome des Inntales, ein letzter Gruß der bis zuletzt Getreuen der „Gelben Hefte".

Rosenheim. F. X. Hoermann.

I.

Georg von Jochner und die „Historisch-politischen Blätter".

Von P. Rupert Jud O. S. B. St. Bonifaz, München.

Der Mann, welcher am 3. Februar 1848 eine in ganz Deutschland und darüber hinaus vielbeachtete Gedächtnisrede bei der Trauerfeier für Josef v. Görres hielt, Professor Dr. Daniel Haneberg, trat zwei Jahre darnach in das von König Ludwig I. in München neugegründete Benediktinerstift St. Bonifaz ein, welches so von Anfang an in nahen Beziehungen zu den von Görres gegründeten „Historisch-politischen Blättern" stand; die Kapitulare des Stiftes P. Pius Gams († 11. März 1894) und P. Odilo Rottmanner († 11. November 1907) erhöhten in der Folgezeit durch wertvolle Arbeiten den wissenschaftlichen Wert der Blätter; so waren die guten Beziehungen ererbt, welche auch den letzten Herausgeber, den Enkel des Gründers, mit der jetzt lebenden Generation des Stiftes verband; solche Zusammenhänge mögen es rechtfertigen, wenn diese Erinnerungszeilen aus einer stillen Klosterzelle kommen und nicht vom Arbeitstisch einer mitten im öffentlichen Leben stehenden offiziellen Persönlichkeit.

Des Jahrgangs 1914 2. Band bringt zum erstenmal nur den Namen Georg von Jochner, der von 1903—1913 neben dem des ehrwürdigen Altmeisters Franz Binder stand.

Als nach dem Tode Herrn von Jochners sich die Kunde verbreitete, mit seinem Ableben gingen auch die gelben Hefte zu Ende, da ließen sich in allen konservativ gerichteten Kreisen Stimmen tiefsten Bedauerns und aufrichtigen Kummers vernehmen, und doch ist diese an sich so betrübliche Tatsache verständlich für alle, die dieses Mannes Eigenart und Konsequenz kannten. Die „Historisch-politischen Blätter" starben nicht des jetzt so häufigen Zeitungstodes aus materiellen Gründen; auch ist nur in sehr beschränktem Maß richtig, was „Das Neue Reich" in einer seiner letzten Nummern schrieb, viele Katholiken seien heutzutag politisch aus prote-

stantischen Quellen informiert und hätten daher keinen Sinn mehr gehabt für die streng katholische Richtung der Blätter; die Katholiken, welche ihnen seit 1918 die Gefolgschaft versagten, sind nach einer ganz anderen Seite hin orientiert.

Ein Blick in die unter Jochners Leitung herausgegebenen Bände zeigt eine wahre Fundgrube wichtiger Arbeiten, in denen angesehene Fachleute zu allen großen Persönlichkeiten, Ereignissen und Problemen Stellung nehmen, welche das wissenschaftliche, politische und vor allem kulturpolitische Interesse der deutschen Katholiken berührten; aber auch außerhalb der katholischen Kreise hat man recht gut verstanden, was Deutschland an den „Historisch-politischen Blättern" besaß, die etwas ganz eigenartiges waren und stets blieben, eine Art Fels im Meere im Wandel der Ereignisse und Anschauungen; so manches Wort klingt, jetzt gelesen, wie eine Prophezeiung. Ein besonderes Merkmal der Blätter war, daß alle Aufsätze sich mit den Anschauungen des Herausgebers deckten; es konnte in ihnen kein Artikel, ja kein Satz erscheinen, der in wesentlichen Dingen dem Standpunkt Jochners widersprach oder zu dem er nicht wenigstens in einer redaktionellen Anmerkung seine abweichende Ansicht kundgab; mancher Mitarbeiter weiß zu erzählen, mit welch pedantischer Genauigkeit die Hand des Zensors strich und änderte, der es freilich auch nie übel nahm, wenn der Verfasser auf seinem Standpunkt beharrte und das Manuskript zurückzog.

Jochner und seine Zeitschrift standen in unentwegter Treue auf dem Boden des konsequenten katholischen und des nationalen legitimistisch-monarchischen Gedankens.

Jochners treu katholische Gesinnung ist wohl niemals angezweifelt worden; in dieser Beziehung gelten auch vom Enkel, was Haneberg vom Großvater gesagt hat: „unser Monarch weiß es, wer dieser Mann gewesen; man weiß es in der Kaiserburg zu Wien, man weiß es in der nordischen deutschen Königsstadt gar wohl und auch an der Tiber bei

St. Peters Dom ist es nicht unbekannt"; der innerlich bescheidene Mann hatte wenig Sinn für äußere Ehrungen, aber es hat ihn herzlich gefreut, vor wenigen Jahren vom erhabenen Oberhaupt der katholischen Kirche ausgezeichnet zu werden in einer Zeit, da die seit dem unseligen November 1918 demokratisch gewordenen Katholiken bereits von seinen Blättern abrückten. Man sprach vor dem Krieg viel von Berliner und Kölner Richtung, von integralen Katholiken; soweit man bei diesen Katholiken alles Lieblose, Unwahre, Niedrige ausschaltet, was sich in diesem traurigen Bruderzwist hin und wieder gezeigt hat, kann man Jochner als integralen Katholiken, als Vertreter der Berliner Richtung bezeichnen; ihm galt die katholische Wahrheit unvereinbar mit Halbheit, Unentschlossenheit und Kompromiß in grundsätzlichen Dingen; dabei bleibt aber voll und ganz zu recht bestehen, was der verdienstvolle Verfasser des Buches „Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich", Dr. Fritz Gerlich, der sich der besonderen Wertschätzung Jochners ererfreute, in seinem von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Nachruf sagt, seine Tätigkeit sei geadelt durch das sein ganzes Leben beherrschende Streben nach Gerechtigkeit und Duldung bei aller Strenge der Weltanschauung und politischen Überzeugung; es soll hier ausdrücklich betont sein, daß ihm ein Zusammengehen mit allen Christen gegen die sozialdemokratische Front aller Schattierungen sehr erwünscht gewesen wäre, etwa nach dem Vorbild Hollands.

Der national-legitimistisch-monarchische Standpunkt Jochners und der Blätter war stark beeinflußt von seiner Anhänglichkeit an den großdeutschen Gedanken; schon aus diesem Grunde konnte er des Bismarckschen Reiches nie recht froh werden und er fand für dasselbe erst dann wärmere Empfindungen und Töne als dessen Nöten und Zusammenbruch zugleich den Bestand des Vaterlandes und Volkes bedrohten; er hoffte auf eine Auferstehung eines großen föderalistischen Deutschlands; er rüttelte als Legitimist nicht an den Rechten der Hohenzollern für die alten preußischen Lande, aber er

wollte auch ein von Habsburg regiertes deutsches Österreich als Bundesstaat. Seine erste Sorge aber und seine treueste Liebe gehörten seiner heißgeliebten bayerischen Heimat und ihrem angestammten Herrscherhaus; er war wahrhaftig auch in der Vorkriegszeit nie ein Byzantiner, er hat es an ernster Kritik nie fehlen lassen; aber es war ihm auch wirklich heiligster Ernst, als er im Jahre 1922 im zweiten Maiheft der Blätter einen Glückwunschartikel zum Geburtsfest des derzeitigen Hauptes des Hauses Wittelsbach mit dem Gedanken schloß, es möge bald wieder die Zeit kommen, in der ein glückliches Bayernvolk jubeln dürfe: Heil dem König. Bezeichnend für seine politische Richtung ist sein Gedankengang 1915, im ersten Jahre des Weltkrieges. „Man mag es immerhin bitter beklagen, daß der Militarismus so riesengroß ins moderne Leben hineingewachsen ist. Derselbe ist eine notwendige Folge der modernen Ideen, die zumeist in England und Frankreich sind ausgeheckt und gefördert worden, er ist nicht etwa eine vorwiegend deutsche, er ist vielmehr eine europäische Krankheit. Deutschland trägt sein Riesenschwert nur darum, weil es ihm durch die weit größeren militärischen Anstrengungen seiner unliebenswürdigen Nachbarn aufgezwungen wurde.“

Aus all dem bisher Gesagten folgt die selbstverständliche Tatsache, daß sich in die Histor.-polit. Blätter nach 1918 auch nicht ein Hauch demokratischen oder republikanischen Geistes einschleichen konnte. Dem Herausgeber der Blätter und seinen Mitarbeitern war die Treue gegen den Landesherrn eine Pflicht des 4. Gebotes; ihnen waren die vielen Kundgebungen, die Treue auf Katholikentagen, die Versicherungen in den Schulen und auf den Kanzeln und in Erlassen des Episkopates, daß die Katholiken die besten sichersten Stützen des Thrones seien, keine leeren Worte, die in den Tagen des Unglücks ihre Giltigkeit verlieren; in den gelben Heften war kein Platz für die Ansicht, man dürfe die Pflicht zur Treue nach dem wirklichen oder scheinbaren Nutzen bemessen; hier hielt man es lieber mit dem Wort des Sozialpolitikers auf dem Mainzer Bischofsstuhl, Freiherrn von Ketteler, den sich wohl niemand bei all seiner Liebe zum arbeitenden Volk als Republikaner vorstellen kann und der von Menschen, welche in falsch verstandener Friedensliebe oder wegen äußerer Vorteile zu Kompromissen mit grundsätzlichen Gegnern Neigung zeigten, sagte, sie übergössen alles mit dem Spülwasser ihrer Liebe.

Die granitfeste Einheitlichkeit und Treue der Gesinnung hat Georg von Jochner geerbt für seine Blätter, er hat sie ohne Trübung erhalten; in Treue starb er und mit ihm seine Blätter; sein Grabstein dürfte mit vollstem Recht die Inschrift tragen: veritati et fidei.

II.

Jochner und das bayerische Archivwesen.

Von Dr. Otto Riedner.

Laut Zuschrift des Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchivs München vom 26. November 1883 wurde der Lehramtskandidat Jochner zur Archivpraxis zugelassen. Zu Beginn seines 40. Dienstjahres reichte der Generaldirektor von Jochner sein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand ein. Er wäre an sich gerne im Beruf noch bis zum 7. September 1925, dem Tag der Vollendung seines 65. Lebensjahres — keinen Tag länger, denn „man muß auch den Jüngeren Platz zu machen verstehen“ — tätig geblieben, um noch selber fortzuführen, was er begonnen, hätte ihm nicht eines Höheren Gewalt das Opfer auferlegt, vor der Zeit aus der Amtsfamilie auszuscheiden, die ihm „ins Herz gewachsen“ — —

Von einer Bedeutung Jochners für das bayerische Archivwesen kann man erst (oder vielmehr muß man schon) seit dem Tage reden, da er nach dem Tode Franz Ludwig von Baumanns zum Reichsarchivdirektor ernannt wurde (19. Februar 1916). Denn er war damals gezwungen, den ruhigeren und angenehmeren Rang des Geh. Haus- und Staats-

archivars aufzugeben und in den Bereich eines anderen Ministeriums, zu einem anderen Beamtenkörper und in anders geartete, weit umfangreichere und schwierigere Verhältnisse überzutreten. Er kam nicht gerade mit Freude und Begeisterung, sondern aus Pflichttreue, wie er denn auch die mit seiner Beförderung verbundenen Personalveränderungen keineswegs irgendwie um eigener Bequemlichkeit willen, sondern lediglich aus Gerechtigkeitsgefühl zur Bedingung machte. Er kam, um so etwas wie eine Art Gefahr zu verhüten. Denn vor seiner Berufung schwirrte die Frage durch die Luft, ob für die Wiederbesetzung des erledigten Reichsarchivdirektorpostens rein wissenschaftliche oder organisatorische Aufgaben den Ausschlag geben sollten. Die ersteren lagen der ausgesprochenen Gelehrten- und Lehrernatur Baumanns näher, und ihrethalben konnte er sich als seinen Nachfolger sehr wohl auch einen Außenseiter denken. Aber die letzteren machten sich mit Rücksicht auf den damals fest beschlossenen Münchener Zentralarchiv-Neubau nicht minder bemerkbar, und ihrethalben durfte nur ein Fachmann in engere Wahl kommen, der im bayerischen Archivwesen aufgewachsen und mit dessen Fährlichkeiten und Bedürfnissen auf Grund eigener, längerer Erfahrung vertraut war.

So stand das Wort „Organisation“ richtung- und schicksalgebend am Eingang, es blieb beherrschend im Mittelpunkt, es beeinflußte entscheidend den Ausgang von Jochners leitender Tätigkeit. Wer etwa gefürchtet haben mochte, daß er sich bei seinem langen Aufenthalt im Haus- und Staatsarchiv nicht den ausreichenden Blick hiefür hätte erwerben können, wurde bald eines besseren belehrt. Gerade seine bisherige Stellung bot ihm Gelegenheiten, sich zu der Erkenntnis durchzuringen, daß das bayerische Archivwesen an zwei Krebsschäden litt, die jeden Fortschritt erschwerten. Der eine, mehr äußerer Art, bestand in der Zerreißung der bayerischen Archive in zwei verschiedene Behördengruppen (Haus- und Staatsarchiv unter dem Ministerium des Äußern, Reichsarchiv und Kreisarchive unter

dem Ministerium des Innern) ohne einheitliche Spitze und mit ungleichmäßig behandeltem Beamtenkörper. Der andere, mehr innerer Natur, bestand in einer zweckwidrigen, oft willkürlichen Zerreißung zusammengehöriger Archivalien auf zwei, drei oder mehr Archive. Beide Schäden standen in engster Beziehung zu einander. Wer den einen heilen wollte, mußte zuerst den andern behoben haben. Das war die Lehre, die Jochner aus unerquicklichen Verhandlungen der Jahre 1912—1914 gezogen hatte und die er hernach bewußt und beharrlich zur Richtschnur seiner amtlichen Besserungsvorschläge erhob. In aller Stille erreichte er denn auch ab 1. Januar 1918 die Unterstellung der sämtlichen bayerischen Archive unter ein einziges Ministerium (nämlich das des Äußeren). Ab 1. August 1921 erfolgte die rechtliche (noch nicht räumliche) Zusammenlegung der bis dahin selbständigen vier Münchener Zivilstaatsarchive zum einen „Hauptstaatsarchiv“. Damit war für den „Generaldirektor“ — in den sich bereits durch das Beamtenbesoldungsgesetz vom 2. Juni 1920 der Reichsarchivdirektor verwandelt hatte, während die Amtsbezeichnungen „Reichsarchiv“ und „Kreisarchive“ erst im Jahre darauf fielen — die nötige Bewegungsfreiheit gesichert, um auch die sogenannte innere Organisation ohne die früher verspürbaren Hemmnisse der Verwirklichung entgegenzuführen. Es handelte sich für ihn um einen behutsamen Um- und Ausbau; indem er die möglichste Wiedervereinigung der Registraturen erstrebte, die in den bayerischen Archiven zertrennt und zerrissen hinterliegen, stand er ganz auf dem Boden des archivalischen „Provenienzsystems“, doch gelangte er hier zu seinem größten Leidwesen infolge seiner Krankheit über die ersten, freilich wesentlichen vorbereitenden Maßnahmen nicht mehr hinaus.

Näher kam er einem anderen Ziele, das allerdings auch vorher in Angriff zu nehmen war, da es ihm mit zu den Voraussetzungen für das Gelingen der Organisationsarbeit zu gehören schien: dem Ziel eines nicht nur einheitlichen, sondern auch gleichmäßig guten und zufriedenen Be-

amtenstockes. Er stellte hohe Anforderungen für die Aufnahme des Nachwuchses. In der Besoldungsreform war er unablässig bemüht um eine Besserstellung seiner Untergebenen, und es glückte ihm auch, schwere Versäumnisse (namentlich hinsichtlich des mittleren Personals) wieder gutzumachen. Endlich aber ist ihm zu danken, daß die Beamten in der Provinz künftighin bei gleicher Vorbildung, Benotung und Leistung die gleiche Möglichkeit des Emporsteigens besitzen wie ihre Kollegen von der Münchener Zentrale.

Als Zukunftsaufgaben dagegen, getragen und bedingt vom allmählichen Fortschreiten der Organisation, betrachtete er umfassende Erleichterung der Archivbenützung, sowie eine weitere Ausdehnung der staatlichen Beihilfe für Ordnung, Verwaltung und Verwahrung nichtstaatlicher Archive. Ebenso schob er manche wissenschaftliche Aufgabe zurück (abgesehen von der „Archivalischen Zeitschrift", deren baldiges Wiedererscheinen ihm sehr am Herzen lag): von einer Neubelebung der Regesta Boica hielt er nicht viel, und für die oftmals verlangten ausführlichen Inventare und Archivverzeichnisse der bayerischen Archive schien ihm die Zeit nicht eher gekommen, als bis in der inneren Organisation wenigstens ein gewisser Abschluß erreicht sei, da sonst Stückwerk und Halbheit triumphiere.

Jochner hat es nie geliebt, von seinen Mühen, Erfolgen und Plänen viel verlauten zu lassen. Und doch hätte man manchmal wünschen können, er möchte doch auch ein klein bißchen Rühmens und Aufhebens von sich machen! Nur da, wo die Weiterführung seines Organisationsgedankens und die Zukunft des bayerischen Archivwesens auf dem Spiele stand, ging er etwas mehr aus sich heraus, und darum galt auch sein letztes dienstliches Gespräch im Hauptstaatsarchiv der zur Beruhigung bestimmten Mitteilung, daß gesteigerte Aufregung wegen der neuerlichen Gefahr eines Außenseiters ihm nicht begründet scheine, er sei „in dieser Angelegenheit" eigens im Ministerium gewesen. Für gewöhnlich aber liefen bei ihm die Dinge, wie es dem Grundzug seines Wesens entsprach, ohne Worte, ohne lauten Ton, ohne unnötige Schärfe, still, sachlich und vornehm. Es zeigte sich eben auch hier, daß nicht der unruhige Feuergeist von Josef Görres stürmisch durch seine Adern brauste, daß vielmehr das bedächtigere Blut von Guido Görres ihm Erbteil geworden war.

Und was bleibt nun von seinem Wirken für die bayerischen Archive? Mehr als genug. Er hat die Zeitumstände als kluger Mann genützt, um die überlebte Form einer verwickelten, durchaus nicht reibungslosen Organisation zu zerbrechen und mit der neuen äußeren auch einer besseren inneren Gestaltung die Bahn zu öffnen. Erst seit Jochner gibt es ein einheitliches bayerisches Archivwesen, eine gemeinsame fachmännische Leitung, einen völlig verschmolzenen Beamtenkörper. So kurze Frist, noch dazu gehemmt durch Krieg, Umsturz und Krankheit, seiner leitenden Tätigkeit auch beschieden war: an Wirkung und Wert lassen sich mit diesen $6^1/_2$ Jahren bei gerechtem Abwägen doch nur die 23 Jahre vergleichen, da Franz von Löher das moderne bayerische Archivwesen schuf.

III.

Im Hause Jochner.

Von Dr. Max Buchner.

Vor mir liegt eine Reihe von Gruppenbildchen; vor rund $1^1/_2$ Jahrzehnten sind sie aufgenommen. Im Hintergrunde das verschneite Hochgebirge, Wendelstein und Wilder Kaiser und manch anderer Gebirgsstock, vorne eine bunte, lustige Gesellschaft, in der Mehrzahl junge Leute, ihren Rodelschlitten neben sich; die Bäume verschneit und die Felder und Wege mit einer tiefen Schneedecke belegt — alles auf einen frostigen Wintertag hinweisend; aber über

den Menschen, welche die kleinen Bilder zeigen, liegt eitel Sonnenschein, liegt warme Lebenslust. Eines der Bilder ist am Eingang eines Hauses aufgenommen — des Landhauses Georg Maria von Jochner. Unter der reichlich ein Dutzend Menschen zählenden Schar steht der Hausherr selbst mit seiner Frau und seinen Kindern und einigen jungen Freunden des Hauses. Nicht im Mittelpunkte der ganzen Gruppe steht Jochner — es war ja nie seine Art, sich in den Mittelpunkt zu stellen! Und doch will es mir scheinen, als ob von ihm die Wärme ausginge, die da über diesen Menschen lagert: jene Wärme und Herzensfröhlichkeit, die nur ein guter Mensch besitzen und auf andere übertragen kann, und die man in Jochners öffentlichem und privatem Leben, in seinem beruflichen und publizistischen Wirken, verspürt — nirgends aber wohl stärker als in den vier Mauern seines Hauses.

Fast will es uns schwer dünken es zu glauben, daß aus derselben Türe, vor der an einem Wintertage des Jahres 1909 jene Gruppe fröhlicher Menschen aufgenommen wurde, an einem Maientage des heurigen Jahres der Sarg herausgetragen wurde, der das enthielt, was sterblich an Georg Maria von Jochner war.

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein —
Wer nach mir kommt nennt's auch so sein."

Und ein anderer alter Spruch:

„Ich leb', ich weiß nicht wie lang,
Ich sterb', ich weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin."

Auf Jochners Leben dürfte dieser zweite Spruch wegen seiner dritten Zeile nicht so recht passen. Denn er kannte das Fahrtziel seiner Lebensreise. Gerade darin bestand ja der tiefste Grund seiner inneren Fröhlichkeit, daß er auch sein irdisch Haus „sub specie aeternitatis" baute, und alles Menschlich-Schöne, das darin gepflegt ward, alle Liebe die er hier spendete und empfing, alle Gastfreundschaft und

Güte, die er hier anderen zuteil werden ließ, alles Schöne, das sich hier entfaltete, kurz alle Lebenswerte, die sich in diesen Räumen häuften, nimmermehr bloß als Ausflüsse einer natürlichen Ethik, einer Diesseits-Kultur auffaßte, sondern unter dem höheren, größeren Gesichtskreise rückhaltloser Hingabe an den christlichen Glauben und an den Geist seiner Kirche.

An vielen Stätten und Orten hat sich Jochners Lebenslauf abgespielt, in die Ewige Roma nicht minder als in manch geruhsame Kleinstadt hat ihn sein Weg geführt. Dreier Stätten muß in diesem Zusammenhang besonders gedacht werden: des Hauses an der Münchener Schönfeldstraße, das ein gut Teil seiner Jugendzeit sah, des Asamhauses an der Sendlingerstraße zu München, wo er seine besten Mannesjahre verlebte, und des Landhauses am Inn in Niederaudorf, Sonnenfeld genannt, wo ihn die Todesschatten umfangen sollten, um ihn zum Aufblick zu einer neuen Sonne gelangen zu lassen.

Richtunggebend für Jochners Lebensweg waren doch wohl keine Jahre mehr als die in der Schönfeldstraße verlebten. Das kleine Haus daselbst schräg gegenüber dem königlichen Kriegsministerium, mit seinem sorgsam gelegten Gärtchen — welche Erinnerungen barg es für Jochners Familie nicht nur sondern für das ganze katholische Deutschland! Hier war die Stätte, an der Jochners großer Ahnherr, Joseph Görres, lange Jahre verweilt hatte, die Stätte, da er seinen „Athanasius" geschrieben. Hier hatte sich um den „alten Görres" und um seinen Sohn Guido jener Spätromantikerkreis gesammelt, der bald das geistige Zentrum des katholischen Münchens darstellte. Hier verlebte man jene köstlichen Sonntagsnachmittage und Sonntagsabende, an denen der „alte Görres" gleich einem Patriarchen im Kreise seiner Familie und seiner jüngeren Kollegen und Freunde sich fühlen konnte, in jenem Kreise, zu dem die ersten Namen des damaligen geistigen Münchens gehörten, die Philips' und Döllingers, die Ringseis' und Moy's, die Arndt's und

Cl. Brentanos und zu dem sich auch von auswärts nicht selten Männer und Frauen von klingendem Namen einfanden. Dieses gesellschaftliche und schöngeistige Leben, das in dem Görreshaus an der Schönfeldstraße herrschte, war auch in der Periode noch nicht erstorben, da Georg M. Jochner hier seine Jugendjahre verbrachte. Man muß ihn von diesen glücklichen, sorgenfreien Jahren erzählen haben hören, um zu ermessen, welch gewichtigen Faktor in seiner geistigen Entwickelung eben jene Periode darstellt. Hier traf sein Lebensweg auch zusammen mit dem jener Frau, an deren Seite Jochner eine so harmonische, glückliche Ehe beschieden sein sollte.

Eine zweite, gleichfalls schon durch ihre Vergangenheit geweihte Stätte, an der sich Jochners Leben großenteils abspielte und an welcher die von ihm gegründete Familie heranwuchs, war das Haus Nr. 61 an der Sendlingerstraße, jenes Altmünchener Künstlerheim, das einstens die beiden bayerischen „Prälaturkünstler" des 18. Jahrhunderts, das Brüderpaar Asam, für sich erworben und neben dem sie dann ihre eigene Hauskirche, die jedem Kunstfreund wohlbekannte Johann-Nepomukskirche erbaut hatten. Die heitere Lebensart des 18. Jahrhunderts, zugleich aber auch der kirchlich-fromme Sinn Altmünchener Künstlertums äußert sich so recht in Kirche und Wohnhaus der Asams. Der Genius loci — frohe Lebensbejahung und frommer Aufblick nach oben — hat die Generationen überdauert und schaltete als guter Hausgeist auch in den stattlichen, von manchem alten Familienstück geschmückten Räumen des zweiten Stockes, in denen Jochners wohnten. Und wenn einstens die Asams das Portal ihrer Hauskirche mit St. Nepomuk bekrönten und diesem die Allegorien der christlichen Hauptttugenden, des Glaubens und der Hoffnung samt einem goldenen Herzen als dem Symbol der Liebe beigaben und dazu die Worte schrieben: „Fides, spes et caritas — in Joanne unitas", so hat diese köstliche Dreiheit im Heime Jochners ein sicheres Asyl auch inmitten der hohlen Glaubenslosigkeit und des trostlosen Pessimismus und der rücksichtslosen Selbstsucht unserer Zeit ge-

funden. — Es läßt sich nicht schildern — man muß es selber erlebt haben —, von welch' einfacher, warmherziger Natürlichkeit und doch auch von welch tiefer Kultur, die sich nicht erkaufen läßt, die nur vererbt wird von Generation zu Generation, die aber zugleich auch immer wieder neu gewonnen werden muß, die Atmosphäre in diesem Hause durchsättigt war. Es entspräche nicht Jochners Wesen, auch nur anzudeuten, was er seiner Gattin und den sechs Kindern, die sie ihm geschenkt, war, und wie ihm hinwiederum von den Seinen alle Liebe und Treue mit reichen Zinsen heimbezahlt wurde. Wohl hat Jochner nie der Würde und der Rechte vergessen, auf die der Pater familias Anspruch erheben kann; aber dennoch fehlte ihm alles, aber auch gar alles zum „Haustyrann". Wohl stand Jochner den Irrlehren moderner Pädagogik, die nichts von der Autorität der Eltern gegenüber den Kindern wissen will, schroff ablehnend gegenüber; aber deshalb verstand er es doch meisterlich, seinen heranwachsenden Kindern aus dem strengen Vater immer mehr zum verstehenden Freund zu werden. Wohl hielt er unbeugsam, starr fest an seinen Anschauungen, am Überkommenen, Traditionellen; aber dies hinderte ihn nicht, auch der Jugend ihr Recht werden zu lassen, ihr Streben und Vorwärtsdrängen zu würdigen, nicht selten dabei freilich mit einem überlegenen Lächeln die Meinung ausdrückend, daß die Jungen, wenn sie erst 10, 20 oder 30 Jahre älter geworden seien, in manchem noch umlernen würden. Eines Abends erinnere ich mich, den ich vor mehreren Jahren mit anderen jungen Leuten bei Jochners verbrachte; das Gespräch war auf Ibsen gekommen. Vater Jochner stand dem nordischen Dichter so ablehnend gegenüber, wie man es bei seinen Anschauungen kaum anders erwarten mochte; er setzte unwillkürlich aber auch das Gleiche bei uns Jungen voraus; er war anfangs einigermaßen überrascht, als sich aus unserer Reihe Widerspruch regte und sich schließlich herausstellte, daß wir uns samt und sonders anders zu Ibsen stellten als er; er war darüber nicht ungehalten, lachte darüber vielmehr wie so

manchesmal, gutmütig und überlegen zugleich und prophezeite auch wieder, wie er auch dies sonst gerne tat; und ich glaube, die meisten von uns werden seine Prophezeihung schon heute als wahr empfunden haben.

Wie verstand es Jochner, mit der Jugend froh zu sein, mit ihr Feste zu feiern! Auch sie hatten ihren besonderen Charakter, ihren eigenen Einschlag, in dem sich manche Fäden wohl schon von Vaters und Großvaters Zeiten her fanden! Nie wurde ihm die Pflege der Geselligkeit zur leeren Form, zur bloßen Standespflicht. Auch in den Jahren vor dem Kriege, da in den höheren Beamtenkreisen vielfach jene ungemütlichen, schablonenhaften Abfütterungen und undeutschen Masseneinladungen üblich geworden waren, die in gleicher Weise Gastgeber und Gäste beschwerten, hatte sich Jochner von solchen Auswüchsen der Geselligkeit ferngehalten. Um so lieber hatte er — manchmal zu recht langen und ausgedehnten Sitzungen — einen kleinen Kreis von Freunden des Hauses bei sich. Da walteten dann er und seine treffliche Gattin in nimmermüder Gastfreundschaft. —

Die glücklichsten Stunden seines Lebensherbstes verlebte Jochner auf seinem Landsitz in Niederaudorf, in Sonnenfeld; hier, in dem großen Raume zu ebener Erde, den ein anderer wohl als „Saal" ausgestaltet hätte, aus dem aber Jochners Schlichtheit nur die „große Stube" gemacht hat. Da hängen die besonderen Schmuckstücke, die er ererbt hatte und die sein ganzer Stolz waren, Bilder alter deutscher Meister, die in gleicher Weise seinem künstlerischen wie seinem religiösen Sinn etwas zu sagen hatten. Und draußen vor dem Hause freute er sich seines Gärtleins, des Blumenschmuckes, den es zeigte, und der Obst- und Gemüsekultur, der sein reges Interesse galt. Dann aber wanderte er durch die Dorfstraße, einen festen Stock in der Rechten, den Lodenhut auf dem chraktervollen Haupt, aufrecht und hochragend, trotz des Leidens, das ihn befallen; allen Einheimischen war der „Doktor Jochner" vertraut; denn auch er kümmerte sich um aller Sorgen und Freuden. In früher Morgenstunde

schon lenkte er seine Schritte hinüber ins Kirchlein von Reisach, um dort dem Frühgottesdienste beizuwohnen. Familie und Haus, Heimat und Herd, Natur und Menschen — alles waren ihm ja nur Werke und Gebilde dessen, mit dem er lebte und in dem er gestorben.

Noch wenige Stunden vor seinem Tode, als er mit den Seinen frisch und munter zu Abend aß, sagte der Verblichene zu seiner Gattin: „Heuer wollen wir das Frühjahr aber recht genießen!" — Es sollte anders kommen: sein Lebenslicht sollte erlöschen. Sein irdisches Haus sollte er verlassen, aber eine Wohnung im Hause des himmlischen Vaters hat er — deß sind wir gewiß — erhalten, ein ewiges Heim, von dem nur ein unvollkommenes Abbild das Haus war, das er sich für diese Zeitlichkeit gezimmert hatte.

IV.

In memoriam![1])

Von P. Ludger Rid O. S. B. St. Bonifaz, München.

Es war vor eben zwanzig Jahren, als der Verfasser der Neujahrsschau in den „Historisch-politischen Blättern" im Hinblick auf die politischen und philosophischen Strömungen der damaligen Zeit die Worte schrieb: „Den Friedlosen die Bahn zur Rückkehr zu bereiten durch wirkliche Bekundung des christlichen Glaubens, insbesondere christlicher Nächstenliebe, aber auch nicht zuletzt durch wahre christliche Wissenschaft — das wird die bedeutungsvolle Aufgabe des katholischen Volkes und seiner geborener Führer sein." Dies

1) Dieser Nachruf war als Grabrede verfaßt, wurde aber am Grabe nicht gesprochen, da in letzter Stunde der Wunsch des Verstorbenen bekannt wurde, daß von jedem Nachruf abgesehen werden solle.

Wort enthielt das Lebensprogramm des Mannes, der damals zum erstenmal als Mitherausgeber der bedeutenden Zeitschrift zeichnete und damit in die Reihen der geistigen Führer des katholischen Volkes unseres Vaterlandes trat: Georg Maria von Jochner. Wie selten einer besaß er die Gabe zur Führung.

Es gibt wenig Menschen — in unserer schweren Zeit besonders wenig — denen man mit Fug und Recht eine lückenlose Konsequenz, eine das gesamte innere und äußere Leben von Anfang bis Ende umfassende Harmonie nachrühmen kann — ja es ist in unserer Zeit das Verständnis für solche Menschen abhanden gekommen, weil sie einen stillen beständigen Vorwurf von ihnen ausgehen fühlt. So ein Mann war unser Jochner — der langjährige Forscher und Vorstand im Bayerischen Archivwesen, der getreue Ekkehard des nicht nur äußerlich ererbten Görresgeistes in den Gelben Heften, der Typus des Katholiken, in dem Glauben und Leben eine ungetrübte Einheit bilden — ein ganzer Mann, von dem jeder von vornherein mit Sicherheit wußte, so und nicht anders wird Jochner reden und schreiben, ein Felsenmann im katholischen Deutschland, der in der Wendung der Dinge seit dem unseligen November 1918 gerade wegen seiner unerschütterlichen Treue und Festigkeit vielen der ehemaligen Schildgenossen zum Stein des Anstoßes, seinen Freunden — wenn auch nicht vielen — ein Eckstein geworden ist in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Wenn wir uns manchmal schämen müssen in der Erinnerung, daß die Deutsche Treue sprichwörtlich besungen wurde — Georg von Jochner ist seinem Vaterland, seinem König, seiner Kirche, seinem Herrgott das verkörperte „hohe Lied von Deutscher Treue" immer und immer geblieben.

Diese Heldentreue strahlte hinein in die Familie; wie viele Gäste, die im Hause Jochners an der Sendlingerstraße, im Sonnenfeld zu Niederaudorf aus- und eingingen,

sahen hier ein Bild der deutschen Familie, da ein gemütlich geselliger Geist Eltern und Kinder einte, da eine kluge Voraussicht eines fürsorgenden Vaters das äußere und innere Glück der Gattin und Kinder begründete.

Es war eine treue Heilighaltung der Familientradition, wenn der Unvergeßliche jede freie Minute seines arbeitsreichen Tages der Sorge um die „christliche Caritas" widmete; dem Werk, das sein Vater begründete und das er durch unermüdliche Arbeit und Hinopferung zur heutigen Blüte gebracht hat — dem Kinderhort St. Bonifaz an der Schleißheimerstraße. In seinen gesunden Tagen kam er fast täglich dahin, setzte sich zu den Kindern, teilte Freud und Leid der Schwestern, denen die Kinder zur Obhut übergeben sind. Durch die enge Verbindung des Hortes mit der Vinzenz-Konferenz St. Bonifaz arbeitete er lange Zeit auf diesem Feld der freien Liebestätigkeit; lange Zeit stand er an der Spitze der „Mildtätigen Gesellschaft", die so lange in der Geschichte der Münchener Caritas eine bedeutende Rolle innehatte. Freilich gerade auf dem Gebiete dieser Liebestätigkeit stand er oft im schroffen Gegensatz zu den heutigen Führern, deren Auffassung von „Organisation" er nie teilen konnte. Wollte manchmal seine Auffassung auch notwendigen Umstellungen in der Caritas nur langsam entgegenkommen, seine Werke und seine Tätigkeit offenbarten, was im Tiefsten seines Herzens war — die echte christliche Liebe. Wenn auch der Mann Ecken und Kanten aufweisen mußte, wenn und weil es sich um Treue handelte, so begnügte er sich nicht jeder anderen Anschauung gegenüber mit dem kalten Begriff der Toleranz, sondern ihm war die Liebe der Boden, von dem aus er die Menschen beurteilte und zu den Menschen kam.

Die Liebe zur Wahrheit und die Liebe zur Seele der Mitmenschen war ihm, der doch stets in der vordersten Reihe der Kämpfer um großdeutsche, um bayerische, um dynastische, um katholische Interessen stand, stets ein sicherer

Schutz vor der dunkeln Macht der persönlichen Verdächtigung, des unbegründeten Argwohns, der kleinlichen Empfindlichkeit, die in der Welt den unvermeidlichen Kampf der Geister zu vergiften pflegen.

Sein offenes Grab umsäumten Maienblüten — sie sind das Bild des neuen erwachenden Lebens. Wem konnten sie besser Grabschmuck sein als dem Mann, der sein Leben gab der Liebe und Sorge für andere, dem kleinen Kreis der Familie, dem weiten Kreis der Armen und Freunde — dem Vaterland — seiner Kirche. Das Leben brauchte vor dem Tod nicht zu bangen, als es ihm begegnete; denn es barg Werte, die auch er nicht zerstören kann — Liebe, die lebt beim ewigen Vater — Treue, die verklärt wird im ewigen Vaterland.

I.

Zum neuen Jahre.

Die revolutionäre Auswirkung des Irrtums.

Der Zeiger der Weltuhr steht nach Robert Mäder auf „fünf Minuten vor Mitternacht". Nur kurze Zeit, und der Hammer wird mit alles erschütterndem Schlage niederfallen und die Stunde der Gerichte des Herrn ankündigen. Noch ist die Zeit der Gnade und Barmherzigkeit, aber zugleich die Zeit der ernsten Mahnung: „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle zugrunde gehen."

Die Völker samt ihren Regierungen haben sich von Gott abgewendet. Der übernatürliche Gedanke, die himmelwärts dringende Sehnsucht ist in Millionen Herzen entschlummert oder erstorben. Die leuchtenden Sterne der ewigen Wahrheiten, die seit Jahrtausenden über die Menschheit und ihre Geschicke hinziehen, sind für sie erloschen. Die moderne Menschheit folgt den irrenden Lichtern der Niederungen, die in die Sümpfe des Verderbens, in Not und Tod führen. Denn der Irrtum zieht niederwärts, verfinstert, verpestet und tötet. Die moderne Irrlehre von der Autonomie des Menschen, von der Souveränität der Völker, von ihrer Mündigkeit und Regierungsfähigkeit, eingepflanzt vor allem den Massen des Proletariates, hat zum labilen parlamentarischen Regimente, zur Revolution mit ihrer Vernichtung der politischen und wirtschaftlichen Macht und der Stetigkeit des Staates, zur Perspektive des vollen Zusammen-